DIESER EINE SOMMER

Roman

CJ HAUSER

Durch Zufall hat es die beiden jungen Frauen Leah und Quinn gleichzeitig in das Küstenstädtchen Menamon in Maine verschlagen: Die frisch verheiratete Leah will mit ihrem Mann Henry hier, am Ort seiner Kindheit, eine Familie gründen. Quinn dagegen ist auf der Suche nach ihrem Vater, den sie nie kennengelernt hat, einem ehemaligen Folksänger, der sich in Menamon zur Ruhe gesetzt hat. Beide hoffen, hier ein neues Zuhause zu finden – doch sie müssen feststellen, dass die beschauliche Küstenidylle nicht hält, was sie verspricht, und das Glück schwerer zu fassen ist als erhofft. Da beschließen die Freundinnen, den Herausforderungen ihres neuen Lebens gemeinsam entgegenzutreten …

Mit viel Gefühl, Herz und Humor erzählt *Dieser eine Sommer* von neugefundenen Freundschaften, wiedergefundenen Vätern und zueinanderfindenden Herzen – und vom Glück, das sich meist dann auftut, wenn man es am wenigsten erwartet.

CJ »Christie« Hauser stammt aus dem kleinen Städtchen Redding in Connecticut. Ihre Geschichten, für die sie mehrfach ausgezeichnet wurde, erschienen in verschiedenen Magazinen und Zeitschriften. Nach ihrem Studium an der Georgetown University und am Brooklyn College arbeitet sie nun an ihrer Doktorarbeit an der Florida State University. Auch wenn sie im Herzen immer eine Neuengländerin bleiben wird, lebt sie zur Zeit in einem kleinen weißen Haus unter einer moosigen Eiche in Tallahassee, Florida.

insel taschenbuch 4381

C J Hauser

Dieser eine Sommer

CJ Hauser

DIESER EINE SOMMER

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Katja Bendels

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *The From-Aways*.
Copyright © 2014 by CJ Hauser
Published by arrangement with William Morrow,
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC, New York.

»Paradise City«: © 1986 Guns N' Roses Music (ASCHP).
Written by W. Axl Rose, Izzy Stradlin, Saul Hudson,
Duff McKagan, Steve Adler. All Rights Reserved.

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4381
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlagfoto: Lubitz + Dorner/plainpicture
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36081-0

DIESER EINE SOMMER

Für Boo, Lemo und Daddio – meine Familie

Ich steh jetzt auf und geh, denn stets, ob Tag oder Nacht,
hör ich das Rauschen des Wassers am Ufer, den See
Wo ich auch steh, auf dem Weg oder grauem Asphalt,
hör ich tief im Herzen, den See.
W. B. Yeats

Take me down to the paradise city
Where the grass is green and the girls are pretty
Oh, won't you please take me home?
Guns N' Roses

SOMMER

1

LEAH

Ich habe zwei Hummer in der Badewanne, und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie töten kann.

Ich sitze auf dem Rand der Wanne mit ihren geschwungenen Füßen aus Messing. Alles in diesem Haus scheint lebendig zu sein und eine Seele zu haben. Das ist das erste Problem.

Das zweite Problem ist, dass ich die Hummer streicheln kann. Ich kremple meinen Ärmel mit den weißen Knöpfen hoch und streiche mit steifen Fingern über die langen Fühler von Hummer Nummer eins. Sie fühlen sich fein an und widerstandsfähig wie aufgerollter Draht. Hummer Nummer eins schlägt mit seiner Schere gegen meine Hand, aber sie ist mit einem dicken Gummi zusammengebunden, sodass keine Gefahr besteht. Ich streiche auch über die Fühler von Hummer Nummer zwei, es soll schließlich gerecht zugehen.

Henry sagt, einmal Hummer zu kochen macht Maine noch nicht zu meinem Zuhause, aber da irrt er sich.

Beide Hummer haben dunkelgefleckte Rücken, die mich an Dalmatinerwelpen erinnern. Ich sollte sie wirklich nicht mit Welpen vergleichen.

Ich hole mir ein Sixpack Bier aus dem Kühlschrank. Hier ist mein Plan: Ich werde mich betrinken, bis ich nicht mehr geradeaus sehen kann, und dann werde ich diese Hummer töten. Ich binde mir die Haare zu einem dunklen Knoten zusammen und gieße Salz ins Wasser. Dann öffne ich meine Bierflasche am Wasserhahn. Das Bier schäumt über und tropft ins Wasser wie Gischt. Henry sagt, seine Mutter June habe ihren Hummern immer Bier gegeben, bevor sie sie gekocht hat. Und sie

habe sie in Salzwasser gebadet, um ihnen ein letztes Mal den Geschmack von zu Hause zu schenken.

Ich frage die Hummer: »Fühlt ihr euch wie zu Hause?«

Natürlich nicht. Irgendein bärtiger Kerl hat sie in einem Käfig gefangen. Ihr Zuhause ist weit weg. So wie meins, aber mich hat niemand einfach geschnappt und verschleppt. Vielmehr habe ich mir Henry geschnappt. Ich habe ihn geheiratet und ihn angebettelt, mit mir dorthin zu ziehen, wo er aufgewachsen ist: nach Menamon, Maine. Ich habe meine Wohnung gekündigt. Und meinen Job bei der *New York Gazette*. Habe den Kabelsalat und die Smartphones und die ganzen Gerätschaften, die einem angeblich das Leben erleichtern, aus meiner Handtasche verschenkt, weil ich sie nicht mehr brauchen würde, sobald ich New York verließ.

Die Menschen in Maine benutzen so was auch, weißt du, hat Henry gesagt. *Wir gehen nicht zurück in die Vergangenheit. Bloß in den Norden.*

In den Norden!

Also werde ich das hier irgendwie hinkriegen, denn meine Liebe wird diese Hummer kochen, von denen mein sommersprossiger Ehemann nicht glaubt, dass sie mir Blitzwurzeln wachsen lassen werden. Meine Eltern haben mich, ihr einziges Kind, in einem Penthouse im achtzehnten Stock großgezogen. Niemand bekommt achtzehn Stockwerke lange Wurzeln. Aber das hier, das ist meine Chance auf Wurzeln.

Ich schwinge die Beine über den Badewannenrand und starre auf meine Füße unter der Wasseroberfläche. Der Lack auf meinen Nägeln hat die gleiche Farbe wie ein Hummer, wenn er gekocht ist. Hummer Nummer eins und Hummer Nummer zwei konferieren am anderen Ende der Wanne. Ich halte meine Bierflasche kopfüber, lasse die letzten Schlucke aus ihr heraus ins Wasser gluckern und öffne eine neue.

Wir wechseln uns ab, die Hummer und ich, bis das Sixpack leer ist. Ich hatte mir den heutigen Abend genau ausgemalt. Die gekochten roten Schalentiere auf den blauen Tellern. Die geschmolzene Butter in dem kleinen Buttertopf. Die schwitzende Weinflasche. Das Rauschen der Wellen, das durch die Fliegentür hereindringt, und Henrys Lachen. Ein warmer Wind, der durchs Haus weht. Seit Monaten stelle ich mir dieses Essen vor. Seit ich angefangen habe, über Maine nachzudenken.

Die Hummer drängeln sich um meine Füße. Ich schaue auf das leere Sixpack und weiß, dass ich sie nicht werde töten können.

Mit den Füßen im Wasser plantschend, schmiede ich einen neuen Plan. Ich werde ihnen Namen geben. Ich hole noch eine Packung Salz aus der Küche und lasse den gesamten Inhalt ins Wasser rieseln, damit es so salzig wird wie das Meer. Dann lege ich mich auf die weiche Badematte und warte. Es ist fast sechs, aber es ist immer noch warm. Meine Beine sind länger als die Matte, die Fliesen kühl an meiner Haut.

»Leah?« Henry erscheint im Türrahmen. »Was machst du denn da? Hier riecht es wie in einer Kneipe.«

»Willkommen in der *Lobstah Bah*«, sage ich mit breitem Ostküstenakzent. Henrys Gesicht ist braungebrannt, und seine Arme sind mit kleinen Kratzern übersät. Die Knie seiner Jeans sind nass und schmutzig. Er hat gepflanzt. Irgendwo waren Dornen. Auf Socken tapst er zu mir. Er riecht verschwitzt und mulchig.

»Alles in Ordnung?«, fragt er. »Warum sind da zwei Hummer in der Badewanne?«

»Darf ich vorstellen? Lavender und Leopold. Sie fressen Hautschuppen, und sie haben Namen, und wir sollten sie nicht essen.« Immer noch auf dem Boden liegend, zeige ich auf die Wanne. »Sehen sie nicht aus, als gehörten sie da rein?«

»Du stures Mädchen. Ich habe dir doch gesagt, wir müssen das nicht tun.«

Ich setze mich auf, und Henry und ich knien uns vor die Badewanne. Er legt eine Hand auf meinen Rücken. Lavender und Leopold krabbeln jeweils ans entgegengesetzte Ende der Badewanne. Ihre Panzer haben die Farbe von getrocknetem Blut, und ihre Beine bewegen sich wie Maschinen. Ich frage mich, ob sie wohl verheiratet sind. Aber woher soll ich das wissen? Ich weiß ja nicht mal, ob sie Männlein oder Weiblein sind. Das weiß man erst, wenn man sie isst. Wenn man sieht, ob sie Eier am Bauch tragen oder nicht.

»Die Spüle war zu klein«, erkläre ich Henry. »Sie sahen so zusammengedrängt aus.«

»Natürlich.« Er legt einen Arm auf den Rand der Badewanne und lässt sein Kinn auf die Beuge seines Ellbogens sinken. Er sieht aus, als wäre er ein Teil des Hauses, als wäre er daraus hervorgewachsen. Die Hummer wedeln mit ihren Fühlern. »Gut, dass du so clever bist, denn Kochen ist nicht gerade deine Stärke«, sagt er.

»Willst du sie etwa kochen?«, frage ich und falte mich in die gleiche Position wie er.

»Du glaubst doch wohl nicht, ich würde etwas essen, das Leopold heißt.«

»Lass sie uns ins Meer zurückbringen.«

Wir ziehen den Hummern die Gummibänder von den Scheren und wickeln sie in ein Handtuch. Am Ende unseres Gartens führen ein paar hölzerne Stufen hinunter ins Gras, zu den Steinen und zum Sand, und dann zu unserem eigenen kleinen Steg, an dem ein Dinghi festgemacht ist. Hinunter zum Meer.

Die Sonne geht unter, und für einen Moment zieht der moschusartige Geruch von Verwesung vorbei, wahrscheinlich

von einem kleinen vor sich hin rottenden Tierkadaver. Vor uns erstreckt sich der weite Ozean. Grüne Wellen rollen an den Strand. Möwen kreischen. Sie haben schlaue Gesichter, fleckige Muster auf dem Rücken und eine gemeine Ader. Vögel haben hohle Knochen. Ich mag es nicht, wie sie über uns kreisen.

Während ich Lavender und Leopold freilasse und die beiden zum Wasser krabbeln, blickt Henry sich argwöhnisch um. Wenn die Nachbarn ihn so sehen, werden sie sich für den Rest seiner Tage über ihn lustig machen. Ich muss laut lachen, als ich den Ausdruck auf seinem Gesicht sehe.

»Ja, ja, lach du nur«, knurrt Henry. »Schließlich warst du es, die uns auf diese Hummer-Mission geschickt hat. Die Jungs verbringen ihr halbes Leben damit, sie zu fangen, und wir werfen sie wieder zurück ins Meer.«

Ich zähle die Bojen, die im tiefen Wasser auf und ab schaukeln. Unter jeder von ihnen liegt unten am Meeresboden ein Käfig. Ich finde, das ist ein gemeiner Trick. Diese spielerisch anmutenden Schaumstoff-Dinger markieren Fallen und führen die Fischer zu den Plätzen, an denen Hummer sich darin üben, falsche Entscheidungen zu treffen. Vielleicht werden meine Hummer die Fallen bei der nächsten Begegnung ja durchschauen. Vielleicht aber auch nicht. Lavender und Leopold marschieren zum Meer, bis eine Welle sie mit sich fortspült.

Henry schaut auf die Stelle, an der sein Abendessen gerade verschwunden ist. In der Seeluft kräuseln sich seine Haare und seine Augenbrauen, sein Gesicht ist ganz braun von der Sonne. Das ist mein Mann in seiner natürlichen Umgebung, in mehr als einem Sinne. Unser Haus ist Henrys Elternhaus. Seine Eltern sind vor ein paar Jahren gestorben. June vor fünf Jahren bei einem Unfall. Drei Jahre später Hank in einem Boot.

Ich schlinge meine Arme um Henry. »Tut mir leid.«

»Braucht es nicht«, sagt er. »Kauf einfach nicht nochmal welche, okay?«

Die Sonne ist bereits untergegangen, als wir zum Haus zurückgehen.

In dieser Nacht liegen wir schweigend im Bett, obwohl keiner von uns schläft. Ich rutsche näher an Henry ran, sodass er meinen Arm an seinem Rücken spürt, aber er dreht sich nicht um.

An dieser Stelle möchte ich erwähnen, dass ich in vielen Dingen gut bin. Zuerst einmal bin ich gut darin, Zeitungsartikel zu schreiben, was ich in New York getan habe. Ich kann gut kochen, schnell rennen, und besonders gut bin ich darin, Henry zu lieben. Tatsache ist, ich war so gut darin, ihn zu lieben, dass er vor drei Monaten beschlossen hat, mich zu heiraten, obwohl wir zusammengenommen nicht mal ein halbes Jahrhundert alt sind.

Manchmal mache ich mir Sorgen, worauf wir uns da eingelassen haben.

Es war meine Idee, hierherzuziehen. Denn obwohl ich in vielen Dingen gut bin, hatte ich vor Henry an nichts besonders viel Spaß. Aber von dem Moment an, als er in meinem Leben aufgetaucht ist, schien alles viel realer, besser. Er hat mich daran erinnert, dass all die Leute auf der Straße und in der U-Bahn echte Menschen sind und nicht bloß eine abstrakte Masse, durch die man sich hindurchkämpfen muss. Für ihn war das Sushi-Taxi ein größeres Wunder als die Mondlandung. Er öffnete die Jalousien, die ich bis dahin nie angerührt hatte, und saß splitternackt im Schneidersitz auf meinem Bett am Fenster meiner Wohnung im elften Stock. *Dir ist schon klar, dass die Nachbarn dich jetzt sehen können, oder?*, sagte ich und wickelte mich in die Bettdecke. Aber Henry war das egal.

Er zeigte auf den schmalen Fleck aus blauem Himmel und Wolken zwischen den Häusern und erinnerte mich daran, wie unglaublich es war, dass wir hier in einem sanft schwankenden Turm elf Stockwerke über dem Boden schwebten.

Henry hat mich daran erinnert, dass ich ein menschliches Wesen bin, auf einem Planeten. Dass ich einen Körper habe. Und wenn er ihn mit der Hand berührte, spürte ich, wie ich in ihn zurückkehrte. Ich, die ich viel zu oft in meinem Kopf lebe und dabei den Rest von mir vergesse. Henry lebte in einem ständigen Zustand des Staunens über diese Stadt, meine Stadt, und nahm sie auf eine Weise wahr, wie ich sie nie gesehen hatte: Er blickte durch die Bürgersteige und U-Bahn-Tunnel hindurch auf die schwarze Erde, die darunter lag. Ich begann, die Dinge so zu betrachten, wie Henry es tat, auf eine realere, bessere Art, und stellte fest, dass ich mehr davon wollte. Ich dachte mir, was kann realer oder besser sein, als nach Maine zu ziehen, dorthin, wo er herkommt?

Ich wusste, dass Maine der beste Ort der Welt war, von all den Geschichten, die Henry mir erzählt hat. Er lag in meiner Wohnung, eine Hand hinter dem Kopf, sodass sein T-Shirt hochrutschte und einen Streifen Fell freigab, und spann eine Geschichte nach der anderen. Zu Hause, da wo er herkam, hatte jemand einmal einen gelben Diamanten, so groß wie ein Hühnerei, im Magen eines Hais gefunden. Da, wo er herkam, konnte man die alte Leuchtturmwärterin dabei beobachten, wie sie nachts mit dem Geist ihres verstorbenen Mannes Kaffee trank. Da, wo er herkam, gab es Elche, so groß wie Mack-Trucks. Da, wo er herkam, besaß jeder ein Stückchen Land. Da, wo er herkam, kannte jeder jeden, und alle grüßten sich.

Meist rollte ich mich dann auf seinen Bauch – ein wenig ungelenk, denn ich bin ziemlich groß und vergesse manchmal, was ich mit meinen Armen und Beinen tun muss –, setzte

mich auf ihn, umklammerte ihn mit meinen Beinen und sagte: *Es ist nicht wirklich so, oder? Ist all das wirklich passiert?*

Und ob, das kannst du mal glauben, Süße, sagte er dann mit einem Grinsen und gab mir einen Klaps auf den Po. Und ich rollte mich in seine Armbeuge und ließ mir alles noch einmal erzählen. Menamon klang magisch. Monatelang wollte ich diese Geschichten wieder und wieder hören, und bald hatte ich ein so lebendiges Bild von Menamon im Kopf, dass ich wusste, es war der richtige Ort, dort wollte ich hin. Eigentlich war ich schon da.

Lass uns dorthin ziehen, sagte ich.

Ich schlage die Decke zurück. Von hier aus kann ich den Ozean kaum hören, aber die Bojen mit ihren stählernen Glocken spielen ein Baritonlied, ein Läuten für jede Welle, die eine Boje schaukeln lässt. Es ist ein tiefer, wiederhallender Klang, vor dem es mir anfangs ein wenig gruselte, bis Henry mir erklärte, dass das Geräusch die Schiffe bei schlechter Sicht warnen soll, wenn sie zu nah an die Küste herankommen. Das gefiel mir. *Dong, dong*, ihr seid zu nah. *Dong, dong*, es ist okay, dreht einfach ab, wir passen schon auf.

Ich lausche dem Läuten und starre auf Henrys Rücken. Er lehrt mich all diese Dinge, die er schon weiß, damit ich mir hier ein Zuhause aufbauen kann. Ich strecke die Hand aus und streiche mit den Fingern über seinen Rücken, zwischen seinen Schulterblättern hindurch, die ganz leicht herausstehen wie verkümmerte Flügel, und folge seiner Wirbelsäule hinunter bis zur Hüfte, wo die Wirbelknochen sanft unter der Haut verschwinden.

»Hast du ein Segelschiff gemalt?«, fragt Henry.

Habe ich nicht, aber plötzlich wünsche ich mir, ich hätte. »Ein Segelboot wäre so«, sage ich und male einen Schiffsrumpf in der Form eines Zitronenviertels. Dann füge ich einen